

Referat zum Guscha-Tag vom 1. September 1996

von Kurt Wanner

Sehr geehrte Damen und Herren,

als mich vor einigen Wochen der Präsident Ihrer Vereinigung, Herr Manfred Kuoni, anrief und fragte, ob ich bereit wäre, am Guscha-Tag 1996 eine kleine Ansprache zu halten, wobei ich in meiner Themenwahl völlig frei wäre, musste ich mir die Sache zuerst schon etwas durch den Kopf gehen lassen. Über ein genau vorgegebenes Problem vor einem ganz bestimmten Publikum zu referieren, dies mag noch angehen, aber eine Ansprache vor Leuten aller Alters- und Interessensgruppen über ein sogenannt «freies» Thema zu halten, wie es so schön heisst, ist nicht ganz einfach. Denn mit der vielgepriesenen «Freiheit» haben wir heute und hatten schon die alten Walser hie und da unsere liebe Mühe, eine Mühe, die keineswegs darin bestand bzw. besteht, dass wir diese Freiheit nicht im tiefsten Herzen zu schätzen wissen.

Vor sechs Jahren habe ich erstmals in meiner Wahlheimat Splügen eine solche Ansprache über ein solch freies Thema gehalten. Es war - und dies erleichterte die Sache keineswegs - an einem 1. August. Ich habe damals, weil's ja wirklich recht naheliegend war, über die Walser berichtet und darüber, wie diese Walser mit dem Überschreiten der Grenzen nie nennenswerte Schwierigkeiten gehabt hätten und auch heute enge Kontakte weit über die Landesgrenzen hinaus, nach Italien, Liechtenstein und Österreich pflegen würden, obwohl keine diesbezüglichen Staatsverträge oder andere bilaterale Abkommen vorliegen. Eigentlich wollte ich damit sagen, dass die Walser im zwischenmenschlichen Bereich durchaus europäisch denken und fühlen, aber irgendwie scheint meine Botschaft nicht ganz oder nicht bei den richtigen Leuten angekommen zu sein, denn im Verlaufe jenes 1. August-Abends klopfen mir plötzlich Leute auf die Schulter, die bis dahin weder für meine politische Einstellung noch für die Walser allzu grosse Sympathien hegten.

Sie sehen also, geschätzte Damen und Herren, dass ein solch freizuwählendes Thema nicht nur und immer eitel Freude bereiten kann. Trotzdem habe ich Herrn Kuoni zugesagt, und zwar - einmal mehr - gerade wegen dieser zuvor erwähnten Walser, die ja gerade hier oben in Guscha, an diesem einzigartigen Ort hoch über der Bündner Herrschaft, ihre unverwechselbaren Spuren hinterlassen haben. Und damit wäre ich eigentlich bei dem von mir so frei als möglich gewählten Thema, und es tut mir leid, dass es ein eher trauriges oder mindestens besinnliches Thema ist, und dies ausgerechnet an einem Tag, bei dem das heitere Zusammensein in den Bergen bzw. während gut 3 ½ Stunden Tanz und Unterhaltung mit Ländlermusik auf dem Programm stehen.

Wenn ich den Namen «Guscha» höre, dann kommen mir nicht die in erster Linie von einigen Walserforschern für meinen Geschmack etwas allzu sehr hochgelobten stets starken und stets arbeitssamen Leute in den Sinn, die in den höchsten Gebirgsregionen anscheinend nichts anderes taten, als neue Lebensräume zu schaffen, Freiheiten wahrzunehmen und Traditionen zu pflegen. Solche Aussagen sind nicht restlos falsch, aber sie sind stark übertrieben. Man sollte die Walser, auch wenn sie uns noch so sympathisch sein mögen und wenn wir ihre einstige Lebensweise noch so bewundern, nicht zu einer beinahe absoluten Grösse erheben - und dabei vergessen, dass seit Jahrhunderten auch andere Menschen in den Bergen gelebt und überlebt, gearbeitet, gebaut, gelitten, gefeiert, gesungen und geträumt haben - auch wenn sie keinen Walserdialekt gesprochen haben, sondern eben «wäلتsch zellt hend», wie man südlich des Monte Rosa sagen würde, denn von diesen «wäلتschen» Sprachen gibt es immerhin neun verschiedene, weit verstreut im Alpenraum zwischen Triest, Mailand, Genf und Nizza: romanisch, ladinisch und friulisch, ligurisch, piemontesisch, lombardisch und venezianisch, franco-provenzalisch und okzitanisch. Dazu kommen - neben den zahlreichen lokal geprägten Walser Dialekten - das Alemannische und Bajuwarische als weitere deutsche Sprachen sowie slowenisch und kroatisch als Teile der slawischen Sprachgruppe. All diese Sprachen haben während Jahrhunderten das Leben in den Alpen geprägt, all diese Sprachen werden heute von den «grossen» Sprachen, die sie umgeben, bedroht, obwohl diese mit der Denkweise der Einheimischen und mit ihrem kulturellen Hintergrund nur wenig gemeinsam haben.

Wenn ich den Namen «Guscha» höre, dann kommt mir noch etwas anderes in den Sinn, und es ist das gleiche, wenn ich den Namen anderer verlassener Walser Siedlungen höre, die wir zu einem kleinen Teil von hier aus gar zu erkennen vermögen: Palfries, Batänja, Stams und Stürvis, Sapün und Strassberg im Schanfigg, Jux bei Chur und Flix im Oberhalbstein, Schall und Sins im Domleschg, Uga und Bürstegg in Vorarlberg, Rasdeglia, Campello Monti, Salecchio und Albezu in Italien...

All diese Orte haben Gemeinsamkeiten: Sie liegen jeweils rund eine Stunde Fussmarsch über dem Haupttal und sind nicht durch Fahrstrassen erschlossen. Oder sie waren es mindestens nicht bis vor kurzem, denn da und dort wurden vor einigen Jahren Verbindungsstrassen erstellt. Sie vermochten aber die Abwanderung der Wohnbevölkerung nicht zu stoppen, sondern sie bewirkten genau das Gegenteil: Zügelwagen hatten nun einen direkten Zugang zur abgelegenen Siedlung und leiteten auf diese Weise den endgültigen Exodus ein.

Dieser Exodus liegt im Fall von Stürvis oder Sins Jahrhunderte zurück. Meist aber ging dieser Sterbeprozess erst im Verlaufe der letzten fünf Jahrzehnte über die Bühne, denn seit dieser Zeit hat sich bei uns viel mehr verändert als bis dahin durch Jahrhunderte hindurch, als die Zeit langsam verfloss und der Himmel die

Richtschnur des Daseins in den Bergen bildete. Stellen wir uns doch ganz ehrlich die Frage, ob wir in der Stadt, auf dem Land oder in den Bergen leben: Ist es nicht so, dass innert einer viel zu kurzen Zeitspanne allzu viel Neues auf uns zugekommen ist?

Das Sterben der kleinen Bergdörfer konnte sich - wie etwa in Salecchio - über einen etwas längeren Zeitraum hinziehen, es konnte aber auch nur eine Angelegenheit von zwei, drei Jahren sein. Grundsätzlich geschah an all diesen Orten überhaupt nichts Spektakuläres, nichts jedenfalls, das sich uns anderntags als grossgedruckte Schlagzeile in der meistgelesenen Schweizer Zeitung aufgedrängt hätte: Einer zog weg, weil ihm die einerseits bescheidenen, andererseits beschwerlichen Lebensbedingungen nicht mehr zusagten, andere folgten ihm, Familie um Familie verliess das Dorf. Die Schule wurde geschlossen und die Kirchentür auch, der Dorfladen musste aufgeben, im Gasthaus kehrte niemand mehr ein. Das Gackern der Hühner verstummte, das Bellen der Hunde auch. Kein Feuer wurde mehr entzündet, durch die Kamine strich kein Rauch mehr empor. Die letzten, die weggingen, waren jene alten Leute, die eigentlich zum Sterben in ihrer angestammten Heimat hätten bleiben wollen, um auf diese Weise gemeinsam mit ihrem Dorf Abschied zu nehmen.

Gertrud Frey, die Berner Volkskundlerin und Sprachwissenschaftlerin, ist in der piemontesischen Walsersiedlung Salecchio - sie wurde, wie Guscha, Ende der sechziger Jahre als Dauersiedlung aufgegeben - diesem Phänomen nachgegangen und zum Schluss gekommen, dem hoch über dem Valle Antigorio liegenden Dörfchen sei es ergangen wie einem jungen, gesunden Menschen bei einer Grippeepidemie, der der Krankheit am schnellsten und meist wehrlos zum Opfer falle, weil er noch keine Abwehrkräfte habe entwickeln können. Wörtlich schreibt Gertrud Frey: «Dort, wo sich ein Dorf nicht allmählich die moderne Kultur hat anverwandeln können, wo es sich mit ihr nicht jahrelang auseinandergesetzt hat und die einzig mögliche Synthese von ökonomisch-technischem Fortschritt und geistiger Selbstbehauptung gefunden hat, dort bricht die moderne Zivilisation dammbruchartig und verheerend ein, und der Umschwung vom alten zum neuen Lebensstil vollzieht sich als Bruch, als unorganische Veränderung, als Gewaltakt der jungen Generation.»

Vielleicht können wir heute noch gar nicht abschätzen, was wirklich geschehen ist, als vor drei, vier Jahrzehnten diese moderne Zivilisation - wie dies Gertrud Frei treffend ausdrückt - «dammbruchartig» in unseren Bergdörfern Einzug gehalten hat und dabei manches von ihnen unter sich begraben hat. Der kürzlich verstorbene italienische Schriftsteller Mario Rigoni Stern, er war mit den Walsern des Piemonts in besonderer Weise verbunden, hat vor einigen Jahren geschrieben: «Mit jeder Dialektstimme, die verstummt, wenn ein alter Bergler stirbt, geht ein Stück Menschheitsgeschichte für immer verloren.» Ich glaube, dass man diese Aussage auch auf unsere Walserdörfer übertragen kann: «Mit jedem Dorf, in dem

es still wird, endgültig still wird, wenn es die letzten Einwohner verlassen haben, geht ein einzigartiges Stück alpinen Lebens für immer verloren.»

Da ich seit über 30 Jahren in einem Bündner Bergdorf lebe, weiss ich, dass es wenig bringt, wenn wir angesichts dieser Tatsachen in Pessimismus verfallen. Der sogenannte «guten, alten Zeit» nachzutruern, genügt nicht, um die in der Gegenwart gemachten Fehler zu verbessern; es ist dies höchstens der erste Schritt, um zu neuen Ufern aufzubrechen. Der Publizist Francesco Pagliari meint denn auch, unsere verlassenen Siedlungen in den Bergen, zu denen auch Guscha gehört, würden in erster Linie «un invito alla riflessione», eine Einladung zum Nachdenken, darstellen.

Nachdenken beginnt mit Erkennen, mit Anerkennen: Vieles hat sich gebessert, vieles in unserem Alltag ist leichter geworden, das elektrische Licht, die Heizung, das warme Wasser, die Waschmaschine, der Kühlschrank. Beinahe in jedem Bauernhaus finden sich Autos, Traktoren und andere landwirtschaftliche Maschinen, die einer Ernte selbst unter ungünstigen klimatischen Bedingungen zum Erfolg verhelfen. Kunststoffschläuche erleichtern das Bewässern der Äcker, batteriebetriebene Weidezäune ersetzen die Heimviehhirten, Heugebläse sorgen nachts für die notwendige Dürre, wenn tagsüber die Sonne nicht scheint.

Trotzdem bringt es wohl wenig, wenn wir einfach jede technische Errungenschaft und jede Modeströmung bedenkenlos übernehmen und sie unbesehen als «Fortschritt» bewerten. Vergessen wir nicht, dass bedeutend mehr Zivilisationen an einem Übermass an Luxus und Überfluss zugrunde gegangen sind als durch gewaltsame Angriffe irgendwelcher Feinde von aussen. Wenn wir alles, was modern und neu ist, als vollwertig anerkennen, so werten wir gleichzeitig alles ab, was traditionell, denn es ist dann nichts anderes mehr als der Ausdruck einer überholten und veralteten Lebens- und Kulturform.

Sehr geehrte Damen und Herren, geschätzte Festgemeinde, wenn man sich nur noch an den modernen Massstäben orientiert, so verleugnet man die eigenen Erfahrungen und Traditionen. Es besteht dann z.B. die Tendenz, die baulichen Zeugnisse der Vergangenheit abzureissen und völlig neue Gebäude zu errichten. Man begründet dies meist damit, dass die alte Bausubstanz sowieso nicht mehr zu retten sei, bezweckt aber letztlich nichts anderes, als dass die Erinnerung an das traditionelle Siedlungs- und Landschaftsbild getilgt wird.

Umso erfreulicher ist es, wenn es da und dort noch Siedlungen und Landschaften gibt, die ihr Gesicht bewahren konnten und können. Dank der Pro Guscha ist dies hier oben in vorbildlicher Weise gelungen. Natürlich wird manch einer die Ansicht vertreten, dies alles sei reine Kosmetik und Museen hätten wir längst schon genug. Guscha wird, wie manch andere Walsersiedlung zwischen dem Valle d'Aosta und dem Kleinwalsertal, nicht mehr oder mindestens nicht mehr

ganzjährig bewohnt. Umso erfreulicher ist es, wenn diese verlassenen Dörfer dann und wann wieder aufleben, und sei es auch nur während eines einzigen Tages im Jahr, wie z.B. am Guscha-Tag, sei es nur als ein «invito alla riflessione», eine kleine Einladung zum Nachdenken. Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.